

Peter Prange

Der Kinderpapst

Roman



Für Roman Hocke,

*der als Kind tatsächlich Papst werden wollte –
und es irgendwie auch geworden ist.*

»Deus caritas est.«

Papst Benedikt XVI.

Prolog

Congregatio

1981

Mit geschlossenem Mund gähmend, schielte ich auf meine Armbanduhr, in der Hoffnung, dass die Zeit dadurch ein bisschen schneller verging.

Es war ein drückend warmer Julitag des Jahres 1981. Seit den frühen Morgenstunden tagte die päpstliche Kongregation für Selig- und Heiligsprechungen in einem Verwaltungsgebäude des apostolischen Palasts. Dreißig Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe hatten sich versammelt, um sich durch ein Gebirge von Anträgen zu arbeiten, das scheinbar niemals schrumpfen wollte. Während ich meine Blicke an den schmucklosen Wänden des Konferenzraums entlang schweifen ließ, damit mir die Augen nicht zufielen, oder die Fliegen auf den Kuchenstücken zählte, die brave Nonnen Seiner Heiligkeit uns zur Stärkung aufgetischt hatten, folgte ich mit halbem Ohr der Verlesung der Fälle, über die wir zu beratschlagen hatten. Die Sitzungen der Kongregation für Selig- und Heiligsprechungen, an denen ich als Prokurator des Heiligen Stuhls und Lizentiat des kanonischen Rechts regelmäßig teilzunehmen hatte, waren für mich ein Beweis, dass der Teufel seine Opfer nicht nur körperlich durch Feuer und Schwefel quält, sondern mehr noch durch das Folterinstrument des Geistes – die Langeweile. Wie oft hatte ich das alles schon gehört, diese immer und immer wieder gleichen Geschichten, aus denen ein lächerlicher, unaufgeklärter, längst überholter Kinderglaube sprach: hier eine Bilokation, dort eine Wunderheilung, als würde es auf der Welt von Heiligen und Märtyrern nur so wimmeln. Dabei war mir in all den Jahren meiner Tätigkeit kein einziges wirkliches Wunder untergekommen, trotz mannigfach erfolgter Selig- und Heiligsprechungen, ohne die offenbar die katholische Geistlichkeit immer noch nicht auskommen zu können glaubte.

Wann würde meine Kirche endlich die Kraft finden, auf diesen Mummenschanz zu verzichten?

Da wurden plötzlich die Stimmen am Tisch lauter.

»Dieser Papst soll seliggesprochen werden? Ein Mann, der sich der Hurerei, des Mordes und sogar der Zauberei schuldig gemacht hat?«

»Ja, ich bitte den Heiligen Stuhl, offiziell zu erklären, dass Benedikt IX., *vulgo* Teofilo di Tuscolo, in die himmlische Glorie eingegangen ist und öffentliche Verehrung verdient.«

»Das ist unerhört! Da können wir ja gleich Satan selbst seligsprechen!«

Als hätte der Heilige Geist einen Funken in meiner Seele entfacht, erwachte ich aus meinem Dämmerzustand. Hatte ich richtig gehört? War wirklich von Benedikt IX. die Rede? Ich wusste nicht viel von diesem Papst, kaum mehr, als dass er im 11. Jahrhundert gelebt hatte und bereits im Knabenalter auf den Stuhl Petri gelangt sein sollte. Doch das Wenige, was von ihm überliefert war, sprach ganz und gar nicht dafür, ihn der Schar der Seligen zuzuordnen. Dieser unwürdige Stellvertreter Christi stand vielmehr im Ruf, so lasterhaft wie Caligula und so lüstern wie ein türkischer Sultan gewesen zu sein: ein der Hölle entwichener Dämon, der sich die Tiara aufgesetzt hatte, um als Papst verkleidet den Mächten des Bösen zum Triumph zu verhelfen.

Paul Mortimer, ein Bischof aus Chicago von nicht mal vierzig Jahren, sprang mit dem Eifer der Jugend von seinem Platz auf, um lautstark gegen den Vorschlag zu protestieren: »Zwei Voraussetzungen sind zur Seligsprechung unabdingbar – erstens der Ruf der Heiligkeit der infrage stehenden Person, zweitens der Nachweis eines Wunders. Was, frage ich Sie, soll am Leben dieses liederlichen Papstes heiligmäßig gewesen sein?«

Jiao Xing, der taiwanesischen Kurienkardinal, der diesen überaus merkwürdigen Antrag auf Eröffnung eines apostolischen Prozesses gestellt hatte, setzte mit feinem Lächeln und leiser, singender Stimme zur Gegenrede an: »Ich verstehe Ihre Bedenken durchaus, Bischof Mortimer. Doch hat der Kirchenvater Augustinus uns nicht gelehrt, nur wer den Stachel der Sünde in seinem Fleische spüre und der Versuchung dennoch widerstehe, der könne der Seligkeit teilhaftig werden? Ja, Benedikt IX. kannte die Sünde, vielleicht inniger und schmerzlicher als alle anderen Päpste und Heilige vor oder nach ihm, vielleicht hat er zeitweilig sogar mit dem Bösen selbst im Bunde gestanden – aber ist die Rückkehr eines Menschen zu Gott nicht umso höher einzuschätzen, je tiefer er zuvor gefallen ist?«

Ein Raunen ging durch den Saal, und einige Mitglieder der Kongregation wiegten nachdenklich die Köpfe.

»Außerdem«, fügte Kardinal Xing hinzu, um die Keimlinge der Zustimmung mit einem weiteren Argument zu kräftigen, »ist es denn unseres Amtes, nach äußerem Augenschein das Leben eines Menschen zu beurteilen? Sollten wir uns nicht vielmehr bemühen, seine Taten auch als Manifestationen der göttlichen Vorsehung zu begreifen? Vergessen wir nicht: Selbst der Verräter Judas Ischarioth hat zum Erlösungswerk des Heilands beigetragen!«

Das Raunen schwoll abermals an, und manches Haupt, das sich eben noch unschlüssig gewiegt hatte, nickte. Die älteren Brüder erinnerten sich vermutlich wie ich jenes spektakulären Falles, über den zu verhandeln vor über zwanzig Jahren ein Franziskanerpater deutscher Her-

kunft die Kongregation aufgefordert hatte: die Seligsprechung des Apostels, durch den Jesus Christus in die Hände seiner Häscher gefallen war.

Ich selber ertappte mich dabei, wie ich die Worte murmelte, mit denen damals der Postulator seinen Antrag begründet hatte: »Ohne Judas kein Kreuz, ohne das Kreuz keine Erfüllung des Heilsplans ...«

Doch Bischof Mortimer gab sich so schnell nicht geschlagen. »Und das Wunder, das Benedikt IX. gewirkt haben soll?«

»Sie haben alles Recht, diese Frage zu stellen«, räumte Jiao Xing mit der gebotenen Ernsthaftigkeit ein. »Wir haben in diesem Fall tatsächlich weder Zeugnis von einer Bilokation noch von einer Spontanheilung. Dennoch zögere ich nicht, von einem Wunder zu sprechen – dem vielleicht größten Wunder überhaupt.«

»Aber was soll dieses Wunder sein?« Bischof Mortimers Stimme schnappte vor Erregung fast über.

Statt einer Antwort gab Kardinal Xing einem Schweizer Gardisten ein Zeichen. Eine Tür ging auf, und herein kam ein Bibliothekar mit einem Rollwagen voller versiegelter Akten.

»Dieses Konvolut«, erklärte Kardinal Xing, »ist bei Inventarisierungsarbeiten im Geheimarchiv des Vatikans unserem neuseeländischen Freund Professor Goalman in die Hände gefallen. Es enthält die Antwort auf die Frage Bischof Mortimers.« Kardinal Xing machte eine Pause und blickte mit seinen kleinen, intelligenten Augen in die Runde. »Wer von Ihnen ist bereit, nach den Bestimmungen von Paragraf 1999 bis 2141 des *Codex Iuris Canonici* aus diesen Akten einen Auszug herzustellen, damit die Kardinalreferenten Seiner Heiligkeit entscheiden können, ob die Eröffnung eines apostolischen Prozesses zur Seligsprechung von Papst Benedikt IX. angezeigt erscheint oder ob wir besser daran tun, ein solches Verfahren für nichtig zu erklären?«

Neugierig geworden, schaute ich auf das Konvolut uralter, verstaubter Dokumente, die seit fast einem Jahrtausend wohl keine menschliche Hand mehr berührt hatte: Zeugnisse eines längst erloschenen Lebens – im ewigen Ringen zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis, Erlösung und Verdammnis.

Welche Wahrheit würden sie zutage fördern?

Ohne die Folgen meines Tuns zu bedenken, hob ich die Hand.

»Monsignore Silvretta?« Alle Augen richteten sich überrascht auf mich, als der Vorsitzende, Kardinalpräfekt Contadini, meinen Namen nannte. Schließlich stand ich im Ruf, ein entschiedener Gegner jedweden Wunderglaubens zu sein. »Dann möchte ich Sie bitten, sich hier in unserem Beisein von der Unverletztheit der Siegel zu überzeugen.«

Während der Bibliothekar sich mit dem Rollwagen näherte, fügte ich mich mit einem Seufzer in mein selbstgewirktes Schicksal und tat, wie mir geheißen.

»*Cum deo* ...«

Noch am selben Abend trafen die Unterlagen in meiner Privatwohnung ein, und ich machte mich an die Arbeit ...

Erstes Buch

Vom Himmel

1021 – 1037

Erstes Kapitel: 1021 – 33

Gotteszeichen

1

Noch war alles still an diesem herbstlich kühlen Morgen. Nur heiliges Schweigen erfüllte die Welt, während über der Burg Tuskulum, dem mächtigsten Kastell in den Albaner Bergen südlich von Rom, allmählich die Sonne aufging, um mit ihren wärmenden Strahlen den Tau von den Blättern der Bäume und den Zinnen der Türme zu trocknen.

Da gellte ein Schrei in der lautlosen Stille, und schwarze Vögel flatterten kreischend in den blassblauen Himmel auf, als wollten sie dem Drama von Leben und Tod entfliehen, das sich hinter den Mauern der Burg vollzog. Denn dort, im Innern der jahrhundertealten Festung, die sich inmitten schwarzgrün bewachsener Wälder auf einer einsamen Anhöhe erhob, lag im zerwühlten Bett ihrer Kemenate Contessa Ermilina, Gräfin von Tuskulum, seit einem Tag und einer Nacht in den Wehen.

»Heißes Wasser! Und bring mir die Zange!«

Wie aus weiter Ferne drangen die Anweisungen der Hebamme an Ermilinas Ohr, als würde der Schmerz, der in immer neuen Wellen von ihrem Leib Besitz ergriff, ihre Sinne betäuben, während sie den Blick Hilfe suchend auf das Lamm Gottes richtete, dessen Bildnis zum Schutz vor dem Kindbetttod ihr gegenüber an der Wand angebracht worden war. Drei Söhne hatte sie bereits geboren, und sie hätte nie gedacht, noch einmal niederzukommen. Sie war mit ihren sechsunddreißig Jahren doch viel zu alt, um von einem Mann zu empfangen, seit einer Ewigkeit hatte sie keine Blutung mehr gehabt. Aber der Einsiedler Giovanni Graziano, ein heiligmäßiger Mann, der einsam in den Wäldern hauste und ihr die Beichte abnahm, hatte ihr das Wunder gedeutet: Ihre Schwangerschaft sei ein Zeichen Gottes, wie es einst die Schwangerschaft der Stammesmutter Sarah gewesen sei, Abrahams Frau. Ihr Kind sei darum ein besonderes Kind, es sei Gottes Wille und Beschluss, dass sie es zur Welt bringe – *ad maiorem dei gloriam*.

»Ich kriege den Kopf nicht zu fassen! Es liegt verkehrt rum im Bauch!«

Wieder krampfte sich Ermilinas Leib zusammen, in einer Woge aus Schmerz, als wolle er das fremde, kostbare Wesen, das im Dunkel ihrer Gedärme nistete, wie ein Katapult aus sich heraus schleudern. Doch wieder staute sich die Woge an einer unsichtbaren Wand, türmte der Schmerz sich in ihrem Innern auf, um sich in einer Sturzflut zu brechen und durch die Adern bis in die letzte Faser ihres Körpers zu strömen. Würde sie diese Geburt überleben?

Die Hebamme schob ihre Oberschenkel noch weiter auseinander und drückte mit beiden Händen gegen ihren Unterbauch. »Es muss zurück, damit ich es drehen kann!«

Ermilina spürte, es war ein Kampf zwischen ihr und dem Kind. Noch halb gefangen in ihrem Leib, halb schon bei den Engeln, flüsterte sie die Namen aller Schutzpatrone, die sie kannte, griff nach dem Gürtel, den Giovanni Graziano ihr geschenkt hatte, den Gürtel der Heiligen Elisabeth, der ihr die Geburt erleichtern sollte, und hielt ihn mit ihrer ganzen Kraft. *Gott liebt dieses Kind ... Es soll dermaleinst sein Werkzeug sein ... Es ist von der Vorsehung auserwählt ...* Wie Traumfetzen schossen die Worte des Einsiedlers ihr durch den Kopf, Botschaften aus einer anderen Welt, aus denen sie Kraft schöpfen konnte, während das neue Leben in ihr das alte Leben schröpfte und verzehrte.

Was hatte Gott mit diesem Kind vor, dass er ihr ein solches Martyrium auferlegte?

Durch einen roten Schleier sah Ermilina, wie die Hebamme nach der Spritze griff, die bereits mit Weihwasser gefüllt war, damit ihr Kind noch im Mutterleib getauft werden konnte, falls es zu sterben drohte. Voller Entsetzen formte Ermilina ihre Lippen zum Gebet.

»Ich flehe dich an, Herr ... Nimm mein Leben im Tausch für mein Kind ...«

Auf einmal war es so still, dass sie ihren eigenen Atem hörte. Erschöpft schloss sie die Augen, und für einen wunderbaren Moment schien jeder Schmerz erloschen. Hatte der Herr ihr Gebet erhört und nahm ihr Opfer an? Obwohl sie am ganzen Leib schweißnass war, fror und zitterte sie so sehr, dass die Adlersteine in der Amulettkapsel, die die Hebamme ihr ans Handgelenk gebunden hatte, um ihre Schmerzen zu lindern, leise klapperten und ihre Zähne wie im Schüttelfrost aufeinanderschlugen.

»Wenn das Kind überlebt – wie soll es heißen?«

Ermilina schlug noch einmal die Augen auf und sah in das fragende Gesicht der Hebamme. Unter Aufbietung ihrer letzten Willenskraft unterdrückte sie das Schlagen ihrer Zähne, um Antwort zu geben.

»Teofilo ...«, flüsterte sie. »Der, den Gott lieb hat ...«

»Und wenn es ein Mädchen ist?«

Ermilina schüttelte den Kopf. »Es ist ein Junge ... Ich weiß es ... Und er soll Teofilo heißen ...«

Mit dem Namen ihres Sohnes auf den Lippen, den Blick auf das Lamm Gottes gerichtet, schwanden ihr die Sinne, und sie sank in Ohnmacht.

2

»Wie kann das sein, dass Wein sich in Blut verwandelt?«, wollte Teofilo wissen. »Und warum wird plötzlich Brot, das wir zur Suppe essen, zum Leib Christi?«

»Das ist das Geheimnis des Glaubens«, erwiderte Giovanni Graziano. »Deinen Tod, oh Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir. Bis du wiederkommst in Herrlichkeit.«

»Ich weiß, das sagt auch Don Abbondio in der heiligen Messe. Aber könnt Ihr mir nicht zeigen, wie es *passiert*? Ich würde es so gerne *sehen*!«

Giovanni Graziano blickte ihn streng an. »Hast du das Beispiel des heiligen Thomas vergessen?«

Teofilo senkte beschämt den Kopf. Er wusste, warum sein Taufpate ihm die Frage stellte. »Ihr meint – wegen der Wundmale?«

»Richtig«, nickte Giovanni Graziano. »Der heilige Thomas wollte auch nicht glauben, dass der Herr ans Kreuz geschlagen und wiederauferstanden war. Bis er mit eigenen Augen die Wundmale sah und sie mit eigener Hand tastete. Was also lernen wir daraus?«

Teofilo brauchte nicht lange nachzudenken, um Antwort zu geben. »Dass wir nicht nur glauben sollen, was wir sehen, sondern vor allem das, was Jesus Christus sagt.«

»Siehst du?« Sein Pate strich ihm über das Haar. »Wie alt bist du jetzt, mein Sohn?«

»Sechs Jahre, ehrwürdiger Vater.«

»Meinst du nicht, dass du deinen Wissensdurst dann noch ein wenig bezähmen solltest? Die heilige Wandlung ist schließlich das erhabenste Wunder, das Gott für uns gewirkt hat.«

Wie jeden Samstag war Teofilo mit seinen Brüdern am frühen Morgen zu Giovanni Grazianos Einsiedelei gewandert. Schon Tage im Voraus fieberte er diesem allwöchentlichen Ereignis entgegen – so begierig war er auf die Unterweisung im Glauben durch seinen Taufpaten, der mit der hageren Gestalt, dem weißen, schulterlangen Haar und den pechschwarzen Augen aussah wie Johannes der Täufer auf dem Altarbild der Burgkapelle. Ihn liebte und bewunderte Teofilo mehr als seinen eigenen Vater, den mächtigen Grafen von Tuskulum, für den er eher Respekt, vor allem aber Furcht empfand. Obwohl Giovanni Graziano weder lesen noch schreiben konnte, stand er im Ruf, ein wahrer Mann Gottes zu sein – eine Lilie unter Dornen. Angeblich hatte Gott sich ihm bereits in seiner Jugend zu erkennen gegeben, als er ihm befohlen hatte, sein Elternhaus zu verlassen, um dem Beispiel Jesu Christi zu folgen und als Eremit

der Welt für immer zu entsagen. Graziano hatte die Einsiedelei, die aus einem einzigen ummauerten Raum bestand, auf Gottes Geheiß am Ende eines Weges errichtet, auf dem angeblich Flaschen und Räder bergaufwärts rollten, weshalb Gläubige aus Rom und ganz Latium an diese Stätte pilgerten. Hier lebte Giovanni Graziano in vollkommener Einsamkeit und ernährte sich allein von den Früchten und Pflanzen, die im Walde wuchsen: von Sauerampfer, Pilzen und Beeren sowie von den Broten, die hin und wieder fromme Pilger vor der Tür der Einsiedelei ablegten. Seit seiner Taufe, so hatte man Teofilo gesagt, habe sein Pate diesen Ort nicht mehr verlassen. Weil ein jeder, der sich in die Welt hinaus begeben, sich unweigerlich in Sünde und Schuld verstricke.

»Ich habe auch eine Frage, ehrwürdiger Vater.«

Gregorio, Teofilos zehn Jahre älterer Bruder, ein kraftstrotzender junger Mann mit rotblonden Locken und schon sprießendem Bart, der mit bloßen Zähnen Walnüsse knacken und auf Kommando furzen konnte, hatte den Finger gehoben, um sich bemerkbar zu machen.

»Nun, was möchtest du wissen?«, fragte Giovanni Graziano.

»Warum bringt eine schwarze Katze Unglück?«

»Darauf gibt es keine Antwort, mein Sohn.«

»Warum nicht?«, erwiderte Gregorio beleidigt. »Wenn Teofilo etwas fragt, habt Ihr immer eine Antwort.«

»Weil Angst vor schwarzen Katzen Aberglaube ist.«

»Aberglaube? Das kann nicht sein! Das weiß doch jeder, dass eine schwarze Katze Unglück bringt. Oder?«

Um Zustimmung heischend, drehte Gregorio sich zu seinen Brüdern herum: Ottaviano, der mit seiner feinen, hellen Haut und dem schwächtigen Körper zwar aussah wie ein Mädchen, doch mehr essen konnte als zwei erwachsene Männer zusammen, sowie Pietro, der immer so müde war, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen, und nur aufzuwachen schien, wenn ihn die Pickel juckten, die seit ein paar Monaten auf seinem Gesicht blühten.

»Natürlich bringt eine schwarze Katze Unglück«, erklärte Pietro gähnend. »Genauso, wie wenn im Wald der Kuckuck schreit.«

»Unser Jagdaufseher hat mal gehört, wie der Kuckuck fünfmal schrie«, bestätigte Ottaviano eifrig nickend. »Jetzt weiß er, dass er in fünf Jahren sterben muss.«

»Hab ich's nicht gesagt?«, fragte Gregorio triumphierend.

Doch Giovanni Graziano schüttelte den Kopf. »Es ist Aberglaube«, wiederholte er. »Eine schwarze Katze kann höchstens dann Unglück bringen, wenn ein Dämon in sie gefahren ist.

Alles andere ist Ketzerei. Und wenn du weiter so gottlose Dinge behauptest, musst du zur Strafe den Rest des Tages schweigen.«

Gregorio biss sich auf die Lippen, um dann an seinem Daumennagel zu knabbern wie ein Kaninchen an einer Mohrrübe. Das tat er immer, wenn er nicht mehr weiterwusste. Teofilo platzte fast vor Stolz. Seine Brüder waren so viel älter als er, doch er war tausendmal klüger als sie!

Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

»Wenn Angst vor schwarzen Katzen Aberglaube ist – ist dann die heilige Wandlung nicht auch Aberglaube?«

Giovanni Graziano schlug erschrocken ein Kreuzzeichen. »Willst du dich versündigen?«

»Ich kann es einfach nicht begreifen!«

»Du sollst nicht begreifen – du sollst glauben, hörst du? *Glauben!* Wie oft soll ich dir das noch sagen? Oder hast du schon wieder die Lektion vergessen, die ich dir erteilt habe?«

»Nein, ehrwürdiger Vater«, erwiderte Teofilo leise. »Natürlich nicht.«

Wie konnte er auch? Es war im letzten Sommer gewesen, bei der Unterweisung vor Christi Himmelfahrt. Teofilo hatte nicht glauben wollen, dass ein Mensch, und Jesus war doch ein Mensch, in den Himmel aufsteigen konnte wie ein Vogel – Jesus hatte doch keine Flügel! Da hatte der Einsiedler ihn zu der Straße geführt, die von Nemi zu der Klause führte, hatte eine mit Wasser gefüllte Schweinsblase auf den Boden gelegt, und Teofilo hatte mit eigenen Augen gesehen, was sein Verstand nicht hatte fassen können: Die Schweinsblase war tatsächlich bergauf gerollt, obwohl das doch gar nicht möglich war! Damals hatte er sich vorgenommen, nie wieder Fragen zu stellen, die sein Lehrer nicht hören wollte. Doch seine Zunge gehorchte ihm einfach nicht.

»Aber ... aber«, stammelte er, »wenn die heilige Wandlung kein Aberglaube ist – was ist sie dann? Zauberei?«

Giovanni Grazianos schwarze Augen glühten wie zwei Kohlestücke. »Drei Tugenden hat uns Jesus Christus durch sein Beispiel gelehrt: Armut, Keuschheit und Gehorsam. Ihnen sollen wir folgen. Ihr Gegenteil aber, Prasserei, Wollust und Hochmut, führen uns ins Verderben. Hüte dich also vor solchen Fragen, mein Sohn! Dahinter lauert die Superbia, die Sünde des Hochmuts, die Sünde wider den Heiligen Geist.«

Noch während der Eremit sprach, öffnete sich die Tür, und Teofilos Mutter betrat die Einsiedelei.

»Wie könnt Ihr von Hochmut sprechen, ehrwürdiger Vater?«, fragte Ermilina, nachdem sie ihren Beichtvater ehrfürchtig begrüßt hatte. »Habt Ihr nicht selber gesagt, dass dieser Knabe ein besonderes Kind ist? Ein Erwählter des dreifaltigen Gottes?«

Der Eremit hob seine knochigen Hände, als wolle er böse Geister abwehren. »Erwähltheit und Verdammnis liegen oft nur einen Schritt auseinander. Die Seele des Menschen ist aus Dunkelheit und Licht geschaffen. Wehe, wenn die Dunkelheit das Licht erstickt!«

Teofilo lief ein Schauer über den Rücken. Er wusste, Licht und Dunkelheit – das waren Gott und der Teufel, die miteinander rangen, überall, im Himmel und auf Erden.

Auch in seiner Seele?

Mit einem zärtlichen Lächeln reichte seine Mutter ihm sein Wams. »Zieh dich an, mein Junge. Du wirst mit mir und deinem Vater nach Rom reisen.«

»Nach Rom?«

»Ja, zur Krönung des neuen Kaisers. Dein Onkel Romano, Seine Heiligkeit Papst Johannes, hat uns eingeladen!«

»Und ich?«, fragte Gregorio. »Darf ich etwa nicht mit?«

»Du bleibst hier, genauso wie deine anderen Brüder. Ihr müsst noch viel lernen.«

»Das ist ungerecht!«, protestierte Gregorio. »Ich bin der Erstgeborene, nicht dieser Hosenscheißer!«

Seine Mutter verpasste ihm eine Ohrfeige. »Ja, du bist der Erstgeborene – aber nur vor deinem leiblichen Vater. Nicht vor Gott, unser aller Vater und Herr im Himmel!« Während Gregorio sich die Wange rieb, wandte sie sich wieder zu Teofilo, und ihre Stimme wurde ganz weich. »Bist du so weit? Dann verabschiede dich von deinem Paten.«

Teofilo verbeugte sich vor dem Eremiten, dann kniete er auf dem gestampften Lehm Boden vor dem Marienbild nieder, das als einziger Schmuck die Klausen zierte, und wie jedes Mal, wenn er die Einsiedelei betrat oder verließ, küsste er darauf das Jesuskind, dessen Antlitz ihn ein kleines bisschen an sein eigenes Spiegelbild erinnerte.

»Gelobt sei Jesus Christus.«

»In Ewigkeit amen.«

Als seine Mutter ihn an die Hand nahm, war es, als würde sein Schutzengel ihn an die Hand nehmen, um ihn vor allem Bösen zu bewahren. Teofilo empfand die Berührung wie einen Segen. Solange seine Mutter ihn führte, das war für ihn so sicher wie der Sonnenaufgang jeden Morgen, solange konnte ihm nichts auf der Welt widerfahren.

Im Hinausgehen warf er Gregorio einen triumphierenden Blick zu.

Die Augen seines Bruders funkelten vor Wut. Doch als er das Gesicht seiner Mutter sah, traute er sich nicht, noch etwas zu sagen.

3

»Jetzt hör auf zu zappeln und halt endlich still!«

Um sich zu beruhigen, stellte Chiara sich vor, ein Baum zu sein. Wie angewurzelt hob sie die Arme über den Kopf, holte einmal tief Luft und hielt den Atem an, damit sie sich kein noch so kleines bisschen mehr bewegte, als die Zofe ihr das seidene Unterkleid überstreifte, das an ihrer nackten Haut entlangglitt, als würde jemand sie streicheln. Sie war so aufgeregt, dass sie die ganze Nacht nicht hatte schlafen können, und beim Frühstück hatte sie keine zwei Löffel Brei herunterbekommen. Erst gestern Abend hatte ihr Vater gesagt, dass sie ihn zur Krönung des Kaisers nach Rom begleiten durfte. In den Petersdom, in die Kirche des Papstes!

»Was meinst du, ob ich wohl das einzige Mädchen bin?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Anna. »Dein Vater hat gesagt, dass jeder Edelmann nur seinen ältesten Sohn mitbringen darf. Nicht mal die Herzöge bringen ihre Töchter mit. Nur der Conte di Sasso!«

»Da werden die anderen aber Augen machen!« Mit Annas Hilfe zwängte Chiara sich in das eng anliegende Oberkleid, eine Tunika aus grünem Damast, die sie selber genäht und mit Perlen bestickt hatte. »Ob mein Vater wohl lieber einen Sohn gehabt hätte als nur ein Mädchen?«, fragte sie.

»Wie kommst du denn darauf? Ich habe noch keinen Mann gesehen, der seine Tochter so lieb hat wie dein Vater! Oder kennst du vielleicht noch einen Vater, der jeden Abend mit seiner Tochter Trictrac spielt?«

Anna bückte sich und verflocht die kleinen bunten Bänder an ihrem Kleid mit den Ärmeln der Tunika. Dabei kitzelten die Bänder Chiara an der Schulter, und weil sie es nicht ausstehen konnte, wenn etwas sie nur auf einer Seite juckte oder drückte oder sonst wie störte, kratzte sie sich nicht nur die linke, sondern auch die rechte Schulter.

»Wenn deine Mutter nur heute bei uns sein könnte«, sagte Anna. »Sie wäre so stolz auf dich.« Bei den Worten ihrer Zofe senkte sich ein feiner grauer Schleier auf Chiaras Seele. Sie hatte ihre Mutter nie kennengelernt – so lange sie zurückdenken konnte, war immer nur Anna da gewesen. Ihre Mutter, das wusste sie von ihrem Vater, war bei der Geburt eines Sohnes gestorben, der tot zur Welt gekommen war. Chiara war damals noch keine zwei Jahre alt gewesen und hatte keine Erinnerung an sie. Es gab nur ein Bild von ihr, das aber nicht fertig ge-

worden war – weil es eine Sünde sei, Bilder von einer sterblichen Frau zu malen, hatte der Maler sich geweigert, es fertigzustellen. Jetzt hing es, versteckt vor den Blicken Fremder, im Kabinett ihres Vaters, und zeigte eine wunderschöne Frau mit herrlichen blonden Locken und einem halben Gesicht. Chiara hatte einmal gesehen, wie ihr Vater vor dem Bild saß und weinte. Seitdem mochte sie das Kabinett nicht mehr betreten.

»Nicht traurig sein«, sagte Anna. »Ich bin sicher, sie schaut gerade vom Himmel auf dich herab.«

»Glaubst du wirklich?«

»Ganz bestimmt!«

Die Vorstellung reichte, damit der graue Schleier wieder verschwand.

»Darf ich heute meine zweifarbigen Strümpfe anziehen?«

»So eitel kenne ich dich ja gar nicht«, lachte Anna. »Eitel bist du doch sonst nur, wenn es um deine Haare geht!« Sie schaute Chiara an. »Willst du vielleicht dem Kaiser gefallen? Oder gibt es sonst einen Grund?«

Chiara spürte, wie sie unter Annas Blicken rot wurde, und hätte am liebsten geschwiegen. Aber das hatte keinen Zweck. Denn Anna war mit ihren sechzehn Jahren nicht nur viel älter und erfahrener als sie und wusste in solchen Sachen Bescheid, sie kannte sie auch so in- und auswendig, dass sie sowieso alles erriet, was in ihr vorging. Anna wusste sogar, dass sie niemals ihre blonden Locken mit einem Schleier oder Tuch bedecken würde, nicht mal als erwachsene Frau!

»Vielleicht«, sagte Chiara leise, »ist mein Bräutigam ja auch da.«

»Ach Gottchen, du bist ja richtig verliebt!«, rief Anna. »Komm her, mein Schatz, damit ich dein Haar bürsten kann!«

4

Es war der höchste Festtag im Kirchenjahr, der heilige Ostersonntag, als König Konrad mit seinem Gefolge in den Petersdom einzog, um sich zum neuen römischen Kaiser krönen zu lassen, zum Augustus und Imperator Romanum, dem mächtigsten Herrscher der Welt. Schon seit dem frühen Morgen harrte Teofilo an der Seite seiner Mutter in der düsteren Basilika aus, die ihm mit ihrer drückenden Gewölbedecke und den schmalen Fensterschlitzten, durch die kaum Tageslicht ins Innere drang, so unheimlich war wie das Verlies in der Burg seines Vaters. Während die gleichförmigen Gesänge eines Chores von den kalten und feuchten Wänden widerhallten, drängte das Volk sich bis in die hintersten Nischen und Ecken des Gotteshauses.

Teofilo stellte sich auf die Zehenspitzen und verrenkte sich den Hals, um zwischen all den Rücken und Schultern und Köpfen der Erwachsenen überhaupt etwas zu sehen. In dem spärlichen Licht erkannte er einen großen, bärtigen Mann, in einem goldenen Gewand voller Perlen und Juwelen. Das musste der König sein! Ernste, in Brokat gekleidete Männer schritten an seiner Seite, einer trug ihm das blanke Schwert auf einem Samtkissen voraus, andere streuten Geldmünzen links und rechts des Weges, den Könige, Herzöge und Grafen säumten, Kardinäle, Bischöfe und Äbte, Ritter und Milizen und Knappen. Gemeinsam bildeten sie eine Gasse in Richtung eines kreisrunden, dem Boden eingefügten Steins, wo die wichtigsten römischen Edelleute versammelt waren, um den König und Papst zu empfangen, mit Alberico an der Spitze, Teofilos Vater und Bruder des Papstes, ein gewaltiger, breitschultriger Mann mit einem Gesicht wie aus Fels gehauen und rotblondem Bart: der erste Konsul von Rom, neben dessen imposanter Erscheinung die Oberhäupter der anderen Familien, die Sabiner und Crescentier und Oktavianer und Stephanier, wie Gefolgsleute niederen Ranges wirkten.

Eine Fanfare ertönte und die Gesänge verstummten. Mit der Krone Karls des Großen in den Händen trat Papst Johannes XIX., unter dessen Tiara Teofilo das vertraute Gesicht seines Onkels Romano erkannte, auf den König zu.

»Nimm das Zeichen des Ruhmes, das Diadem des Königtums, die Krone des Reiches, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!«

Wie auf ein unsichtbares Kommando sanken all die mächtigen und wichtigen Männer vor Teofilos Onkel zu Boden: die Könige und Herzöge und Grafen, die Kardinäle, Bischöfe und Äbte, die Ritter und Milizen und Knappen – ja, sogar Konrad selbst, der neue Kaiser, beugte vor seinem Onkel das Knie, um dessen Fuß zu küssen. Teofilo sah es und konnte es nicht glauben.

»Ist der Papst mächtiger als der Kaiser?«, flüsterte er voller Andacht.

Seine Mutter nickte. »Ja, der Papst ist der mächtigste Mensch auf Erden. Weil er der Stellvertreter Gottes ist.«

Teofilo schauderte. Für einen Moment gab er sich der berausenden Vorstellung hin, selber einmal solche Macht zu besitzen. Was für ein herrliches, wunderbares Gefühl musste es sein, so hoch erhaben über allen anderen Menschen zu stehen! Doch diese Vorstellung währte nur einen Wimpernschlag. Denn plötzlich durchströmte ihn ein anderes, ganz sanftes, unendlich beglückendes Gefühl, ein Gefühl, wie wenn man morgens fröstelnd im Bett die Augen aufschlägt und die Sonne scheint einem wärmend ins Gesicht. Ein Mädchen, so alt wie er selbst, ein blond gelockter Engel mit einer Haut wie Alabaster und zartrosa Lippen, gewandet in eine grüne, perlenbesetzte Tunika, stand ihm genau gegenüber, zwischen zwei Säulen, und sah ihn

mit ihren himmelblauen Augen unverwandt an: seine Cousine Chiara, das Mädchen, das er laut Beschluss ihrer beider Väter dermaleinst heiraten sollte ... Im selben Moment fing Teofilo Herz an zu schlagen, als galoppierte ein Pferd in seiner Brust. Chiara war das einzige Mädchen, das sich traute, die Haare offen zu tragen, und bei ihrer ersten und einzigen Begegnung hatten unter dem Saum ihrer Tunika zwei verschiedenfarbige Strümpfe hervorgelugt, die ihm den Atem geraubt und ihn bis in seine Träume verfolgt hatten. Ob sie die Strümpfe heute wohl wieder trug?

»Chiara ...«, flüsterte er.

Als würde sie seine Gedanken erraten, schlug sie die Augen nieder. Doch wie sie das tat und dabei rot wurde und an ihrem blonden Engelshaar zupfte, war so unglaublich schön, dass er nur noch den einen Wunsch verspürte, zu ihr zu laufen und sie in den Arm zu nehmen. Herrgott, warum dauerte im Leben immer alles so fürchterlich lange? Ein Jahr musste er noch warten, bis seine Ausbildung als Page begann. Aber erst wenn er zum Knappen ernannt worden war, war er ein richtiger Mann, den ein so überirdisches Wesen wie Chiara überhaupt beachten würde ...

»Wie alt muss man sein, damit man heiraten kann?«

Teofilo hatte gar nicht gemerkt, dass er die Frage tatsächlich ausgesprochen hatte. Irritiert drehte seine Mutter sich zu ihm herum.

»Pssst, mein Liebling«, erwiderte sie. »Dein Leben liegt in Gottes Hand. Er wird uns zeigen, was sein Wille ist. Und wer weiß, vielleicht will er ja gar nicht, dass du ...«

Bevor sie den Satz zu Ende gesprochen hatte, schlugen die Glocken der Basilika zu einem machtvollen Festgeläut an, und ein Jubel aus tausend Kehlen erschallte und füllte das dunkle Gewölbe.

»Leben und Sieg dem Kaiser! Dem Beschützer des Imperiums!«

Während das Volk den neuen Herrscher pries, in allen Sprachen, die seit dem Turmbau zu Babel von Menschen gesprochen wurden, erhob Konrad sich von den Knien, und der Jubel wurde zum Orkan. Mit ernstem Lächeln winkte der neu gekrönte Kaiser seinen Untertanen zu – da brach, nicht weit von Teofilo entfernt, ein Tumult los, in den Reihen junger Adliger, die sich gegenseitig aus dem Weg drängten, um dem Herrscher möglichst nah zu sein, genau zwischen den zwei Säulen, zwischen denen Teofilo eben noch Chiara gesichtet hatte.

Ihm stockte der Atem. Wo war sie geblieben?

Anstelle seiner Cousine sah er nur ein wüstes Knäuel wild aufeinander einschlagender Männer. Fäuste sausten durch die Luft, Schwerter zuckten aus den Scheiden, und plötzlich, inmitten des schlimmsten Getümmels, eine grüne Tunika, die kleine, zarte, zerbrechliche Gestalt

eines Mädchens, zwei zappelnde Beine, in unterschiedlichen Strümpfen – der eine rot, der andere gold ...

»Chiara!«

5

Chiara wollte schreien, doch während sie versuchte, auf allen Vieren kriechend dem Getümmel zu entkommen, traf ein Stiefel sie mit solcher Macht in den Rippen, dass ihr kein Ton über die Lippen kam. Nach Luft schnappend, hielt sie sich die schmerzende Seite. Wohin sie schaute, über ihr, neben ihr, vor ihr, hinter hier: überall war sie von Männern umzingelt, die doppelt so groß waren wie sie und übereinander herfielen – ein einziges Ringen und Hauen, Stoßen und Quetschen. Ein Mann flog rückwärts in ihre Richtung und prallte mit dumpfem Schlag neben ihr auf.

Wie sollte sie hier nur herauskommen?

Plötzlich tat sich eine Lücke vor ihr auf, und sie schaffte es, bis zu einer Säule vorzudringen. Die Rippen taten ihr so weh, dass sie kaum atmen konnte. Voller Angst schaute sie sich in dem düsteren Gotteshaus um. Wo war ihr Vater? Die Wachen des Papstes hatten sie daran gehindert, ihn zur Mitte der Basilika zu begleiten, wo die Oberhäupter der Adelsfamilien den Kaiser und den Papst empfingen, sodass er sie in der Obhut irgendeines Fremden unweit des Portals zurückgelassen hatte, bei einem Sabiner, der sich aber, als der Streit losgebrochen war, sogleich in den Kampf geworfen und sie vergessen hatte. In ihrer Verzweiflung schickte sie ein Stoßgebet zum Himmel: »Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder. Jetzt und in der Stunde unseres Todes ...«

»Chiara!«

Als sie aus ihrer Deckung lugte, um zu schauen, wer ihren Namen gerufen hatte, traf sie ein Ellbogen an der Schulter, und sie taumelte zurück gegen die Säule.

»Chiara! Hier! Hier bin ich!«

Endlich sah sie sein Gesicht.

»Teofilo!«

Noch während sie seinen Namen rief, duckte er sich und schlüpfte zwischen einer Horde prügelnder Männer hindurch in ihre Richtung.

»Bleib, wo du bist! Ich hole dich!«

Flink wie ein Wiesel wich er den Schlägen und Tritten aus und nutzte jede Lücke, um in ihre Nähe zu kommen. Bald war er nur noch eine Körperlänge entfernt, und sie konnte fast schon

seine ausgestreckte Hand ergreifen, da packte ihn ein schwarz gewandeter Riese wie einen Welpen im Nacken und warf ihn beiseite. Teofilo stieß einen so lauten Schrei aus, dass für einen Moment alles erstarrte, seine Augen glänzten, als wäre ein Dämon in ihn gefahren. Wie ein tollwütiger Hund stürzte er sich auf den schwarzen Riesen und biss ihm ins Gesicht.

»Los, Chiara! Lauf!«

Für einen Wimpernschlag war der Weg frei. Doch es war, als hätte sie Blei in den Schuhen.

»Ich ... ich kann nicht ...«

»Du musst!«

Bevor sie sich's versah, war Teofilo bei ihr, nahm ihre Hand und riss sie mit sich fort – zum Kirchentor, in Richtung Licht, ins Freie ...